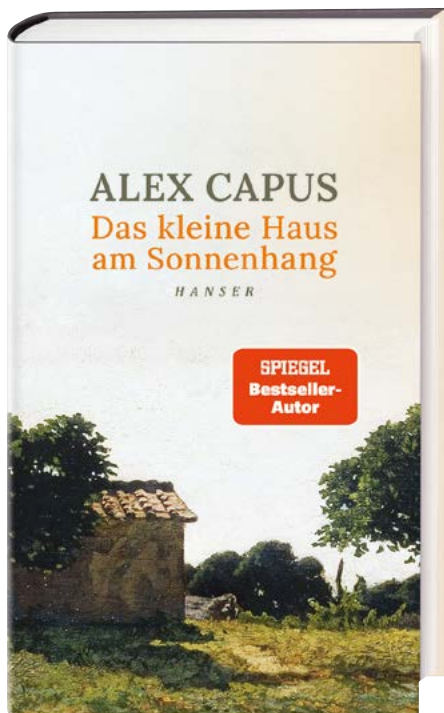


Leseprobe aus:
Alex Capus
Das kleine Haus am Sonnenhang



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2023 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



ALEX CAPUS

Das kleine Haus
am Sonnenhang

Hanser

1. Auflage 2024

ISBN 978-3-446-27941-4

© 2024 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Zeichnung auf S. 112: Silvia Capus

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Motiv: Odoardo Borrani © akg-images

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C014496

Das kleine Haus
am Sonnenhang

Als ich noch ein ziemlich junger Mann war, nicht mehr Student und noch nicht Schriftsteller, habe ich für fast kein Geld im Piemont ein kleines Haus gekauft. Es war ein wirklich kleines Haus. Ganz allein stand es in einem Seitental eines Seitentals an einem terrassierten Sonnenhang, der wohl einst ein Rebberg gewesen war. Hinter dem Haus befand sich ein Schuppen fürs Brennholz, davor ein kleiner Ziegenstall und das Waschhaus. Auf den obersten Terrassen wucherten ein paar alte, knorrige Stöcke, die im Herbst schwarze, süße Trauben trugen.

Wenn meine damalige Freundin und ich mit unserem gelben Renault 4 aus der Schweiz anreisten, bogen wir in Sichtweite des Hauses von der Strada Provinciale ab und schlingerten auf einem Feldweg hinunter zu einem ausgetrockneten Bachbett, das wir mit Karacho durchqueren mussten, um es auf der anderen Seite den steilen Hang hinauf bis zum Haus zu schaffen.

Wir blieben den ganzen Sommer in dem kleinen Haus. Meine Freundin studierte Rechtswissenschaften in Bern, ich hatte meine Anstellung als politischer Journalist bei der Schweizerischen Depeschagentur gekündigt, um meinen ersten Roman zu schreiben. Das Leben war billig. Ums Geldverdienen würden wir uns im Winter wieder kümmern. Und wir hatten noch keine Kinder. Oder noch nicht so viele.

Das Haus bestand im Wesentlichen aus vier meterdicken Bruchsteinmauern, von denen niemand wusste, wie alt sie waren, und einem Ziegeldach obendrauf. Der wichtigste Raum war die Wohnküche, dort gab es einen langen Eichentisch und einen offenen Kamin; nebenan zwei Kammern, in denen man schlafen konnte. Getragen wurde das Ganze von einem dunklen, feuchten Gewölbekeller, in dem hinten aus einer moosigen Felswand das ganze Jahr frisches, kühles Quellwasser sprudelte. Von der Quelle floss das Wasser in einer offenen Rinne über den Kellerboden zur Tür, dann unter der Schwelle hindurch ins Freie und hinüber zur Tränke des Ziegenstalls, um schließlich als dünn gewordenes Rinnsal durch ein Loch in der rückseitigen Stallmauer hinunter auf die nächste Terrasse zu tröpfeln, wo ein knorriger Feigenbaum im immerfeuchten Erdreich prächtig gedieh.

Ich stellte mir gerne vor, dass in grauer Vorzeit einer unserer Ahnen die Quelle entdeckt haben mochte, als er am damals noch bewaldeten Sonnenhang einem Hirsch nachstellte oder ein entlaufenes Schaf suchte, und dass er eine Lichtung in den Wald schlug und über der Quelle das Haus baute, um das kostbare Wasser für sich und die Seinen in Besitz zu nehmen.

Es stand an unverbaubarer Lage mit freier Sicht aufs Dorf, das sich jenseits des Bachbetts in etwa einem Kilometer Entfernung auf der Schattenseite des Tals befand, weil dort die Strada Provinciale durchführte. Dicht an dicht standen die Häuser beisammen, beschützten einander vor den Widrigkeiten der Zeitläufte und bildeten ein hübsches kubistisches Ensemble in Terrakotta, Schiefergrau und Glyziniengrün, das ich während der trägen Mittagsstunden, die wir oft im Schatten

des Nussbaums in der Hängematte verbrachten, gern betrachtete.

Ich sah leuchtende Gemäuer und glitzernde Dächer, mattes Blattgrün und schlafende Hunde im Schatten moosiger Torbögen, gelegentlich einen vorüberfahrenden Wagen oder einen Traktor, aber kaum Menschen. Überall geschlossene Fensterläden, zugezogene Vorhänge, verriegelte Türen. Und wenn mal ein Fenster offen stand, war darin nur leere Schwärze zu sehen. Das Dorf lag da wie ausgestorben. Manchmal hing Wäsche zum Trocknen vor einem Fenster, wo zuvor keine gehangen hatte, oder ein Tor war geschlossen, das eben noch offen gestanden hatte. Aber nirgends war ein Mensch zu sehen. Die Leute hatten augenscheinlich jahrhundertlange Übung darin, sich unsichtbar zu machen.

Die letzte Kneipe im Dorf hatte vor vielen Jahren zugesperrt, die Bäckersfamilie war weggezogen und im Pfarrhaus wohnte niemand mehr; die Gemeindeverwaltung war nur am Freitagnachmittag besetzt. Das Postamt aber war noch täglich geöffnet. Seit der alte Posthalter gestorben war, führte es dessen Witwe. Sie hatte ein böses Knie und eine schwarze Katze, die ihr auf Schritt und Tritt folgte, wenn sie frühmorgens von Haus zu Haus humpelte und die Post verteilte.

Zu uns hinüber an den Sonnenhang schaffte die Posthalterin es nicht. Nur einmal ganz zu Beginn war sie den ganzen Weg zu uns gehumpelt und hatte, während die Katze uns um die Beine strich, um Verständnis dafür gebeten, dass sie wegen ihres Knies nicht in der Lage sein werde, uns die Post dienst- und pflichtgemäß ins Haus zu liefern.

Also ging ich alle paar Tage zu ihr und sah nach, ob Zeitungen oder Briefe für mich eingetroffen waren. Es waren die neunziger Jahre, elektronische Post gab es noch nicht. Man schrieb einander Briefe, und Zeitungen las man auf Papier. Auf meinem Weg durchs Dorf sah ich dann tatsächlich ein paar Menschen; es waren fast immer dieselben.

Auf einer Sitzbank aus Granit saß ein grauer Schnauzbärtiger mit einem Gewehr, der mich erstaunlicherweise schon beim ersten Mal mit Namen grüßte.

Bei der Bushaltestelle stand eine junge Frau mit Kinderwagen, die mich geflissentlich übersah.

In einem schmalen Gärtchen zwischen zwei Häusern jätete ein Mütterchen im geblühten Rock Unkraut. Sie führte ihre Harke mit kurzen, scharfen Bewegungen.

Oben an der Strada Provinciale hatte ein Automechaniker seine Werkstatt, der jedes Mal, wenn ich an ihm vorbeiging, unter einem Traktor oder einem Fiat 127 lag. Ich habe von ihm nie mehr als die Hosenbeine und die Stiefel gesehen.

Und dann die Posthalterin in ihrem Kabuff mit dem Bullerofen und dem Portrait Papst Paulus des Sechsten an der Wand, die mich, um mir auch ja genügend Ehre anzutun, immer mit allen möglichen Titeln versah. *Buongiorno, Professore! Certo, Ingiere! Un attimo, Direttore! ArrivederLa, Dottore!*

Wenn ich dann mit meiner Post auf dem Rückweg war, spürte ich die Blicke der Leute in meinem Rücken, wie sie hinter ihren Fensterläden, Jalousien und Vorhängen standen und mich beobachteten, während ich das Bachbett durchquerte, den Sonnenhang hinaufstieg und ins Haus ging, um einen Kaffee zu brauen und das Tablett hinaus zum Nussbaum zu tragen, wo meine Freundin es sich in einem Liegestuhl bequem gemacht hatte.

Die Leute lasen in unserem Alltag wie in einem offenen Buch. Das machte uns nichts aus. Ihre Neugier hatte nichts Hinterhältiges oder Bösesartiges, sie nahmen nur Anteil. Wenn sie sich hinter ihren Jalousien versteckten, taten sie das aus Feingefühl. Sie wollten vermeiden, dass wir uns beobachtet fühlten.

Gerade viel gab es ja nicht zu sehen. Ich werkelte am Haus oder schichtete auf einer Terrasse die Steine einer eingestürzten Trockenmauer wieder auf, während meine Freundin viele

Stunden mit ihren juristischen Büchern verbrachte. Mittags machten wir Pause. Wir spielten Schach, schossen mit einem rostigen Luftgewehr auf Blechdosen oder gingen auf eine Stunde ins Haus.

Gegen Abend versank das Dorf in schattigem Blau, während unser Sonnenhang noch eine Stunde golden leuchtete. In der Nacht konnten die Dorfbewohner dann durchs offene Küchenfenster sehen, wie wir Spaghetti aßen, Barbera tranken und hernach noch viele Stunden am Küchentisch saßen – sie über ihren Fachbüchern, ich an meiner Schreibmaschine.

Mein Schreibgerät war noch kein Laptop, sondern eine lindgrüne Hermes Baby. Ohne Stromkabel oder Korrekturtaste, dafür mit Tipp-Ex. Damals musste ich noch wirklich scharf nachdenken, bevor ich einen Satz in die Maschine hämmerte. Heute klappe ich den Laptop auf und tippe drauflos, und dann lese ich durch, was ich so geschrieben habe. Gut ist das auf Anhieb nie. Also versuche ich es andersrum und nochmal und nochmal anders, streiche ein paar Adjektive und füge sie gleich wieder hinzu, unterteile lange Schachtelsätze in einfache Hauptsätze und mache alles wieder rückgängig, versuche eine neue Version mit mehr Tempo und weniger Melodie, verschärfe den Rhythmus und streiche das Gesäusel, verlangsame das Tempo wieder und achte mehr auf Melodie, lösche alles und kehre zu einer alten Fassung zurück, die doch eigentlich die gradlinigste und ungekünsteltste war und zudem eine Metapher enthielt, die mir gefiel, obwohl oder gerade weil sie ein wenig schräg war. Dann rufe ich mich zur Ordnung, lösche alles und versuche einfach möglichst schlicht und geradeaus zu sagen, was ich sagen will.

Und immer so weiter.

Es ist das Spiel, das ich am liebsten spiele auf der Welt. Ich betreibe es mit großer Ausdauer. Zufrieden bin ich erst, wenn alles richtig fließt und klingt und für mein Empfinden die klarste, einfachstmögliche Form gefunden hat. Wann es so weit ist, weiß ich nicht. Vielleicht schlicht dann, wenn mir der Kram zum Hals raushängt.

Mit der Hermes Baby von damals, das ist mir klar, hätte ich mir diese Arbeitsweise nicht leisten können. Ich konnte sie mir erst aneignen, nachdem ich irgendwann für achthundert Franken meinen ersten Computer gekauft hatte. Es war ein gebrauchter Macintosh SE20. Er hat mein Leben verändert. Steve Jobs und Bill Gates haben wirklich viel für mich getan, ich bin ihnen zu großem Dank verpflichtet. Ohne sie würde ich womöglich immer noch an meinem ersten Roman sitzen. Keine Ahnung, wie Thomas Mann ohne Microsoft die »Buddenbrooks« schreiben konnte.

Aber der Macintosh war ein sperriges, schweres Ding und für Reisen nicht geeignet. Im kleinen Haus am Sonnenhang schrieb ich weiter auf der Hermes Baby. Quer durch die Küche liefen zwei schwarze, alte Eichenbalken. Dort pinnte ich, um jederzeit die Übersicht zu haben, die Blätter mit den Versionen einzelner Szenen, Dialoge und Beschreibungen fest.

Irgendwann aber muss der Spaß mit dem Um- und Umschreiben ein Ende haben. Ich habe Verträge und Abgabetermine, ich muss Geld verdienen. Die Verlagsleute sind freundliche Menschen und würden mir einen Aufschub gewähren, aber das hätte keinen Sinn. Ein Aufschub wäre nur ein Aufschub, abgeben müsste ich sowieso. Also gebe ich lieber termingerecht ab.

Ich bin der Sohn einer Grundschullehrerin und habe es tief verinnerlicht, dass man seine Hausaufgaben rechtzeitig erledigen muss. Stolz bin ich nicht darauf. Es hat schon etwas Zwanghaftes, wie verlässlich ich Termine einhalte. Am liebsten gebe ich schon eine Woche vor der Deadline ab, dann fühle ich mich gut. Oder zwei Wochen vorher, da geht es dem Streber, der ich bin, noch besser. Mein Über-Ich ist in dieser Beziehung sehr stark, ich komme nicht dagegen an. Meist ziehe ich schon vor der eigentlichen Deadline meine persönliche Deadline und versehe diese nochmal mit zwei Wochen Sicherheitsabstand, und diese vielleicht nochmal. So würde sich der Abgabetermin, wenn ich mein Über-Ich nicht im Zaum hielte – wofür ich eine Art Über-Über-Ich entwickelt habe –, immer weiter aus der Zukunft in Richtung Gegenwart verschieben, bis er im Hier und Heute angelangt wäre und mir überhaupt keine Zeit zum Schreiben mehr bliebe.

Den ganzen Sommer über kamen Freunde zu Besuch. Dann musste das Romanschreiben Pause machen, ich packte meine Hermes Baby weg und entfernte die Manuskriptseiten von den Eichenbalken. Es war ein stetes Kommen und Gehen, immer standen Autos und Motorräder auf dem Vorplatz. Wenn im kleinen Haus kein Bett mehr frei war, richteten sich die Neuankömmlinge im Holzschuppen oder im Ziegenstall ein, oder sie stellten oberhalb des Hauses, wo es unter all den abschüssigen Terrassen eine einzige halbwegs waagrechte Wiese gab, ihre Zelte auf.

Es war eine schöne Zeit. Tagsüber sangen die Zikaden, nachts leuchteten am ganzen Sonnenhang die Glühwürmchen. Wir veranstalteten Schaukelstuhlrennen auf den Terrassen mit riskanten Schanzensprüngen über die Trockenmauern, Schießwettbewerbe mit dem rostigen Luftgewehr und abendliche Gesangsfeste mit italienischem Liedgut; manchmal erforschten wir wandernd die umliegenden Hügel oder unternahmen Ausflüge ans Meer. Vom zweiten Jahr an pflanzten wir im Mai Kartoffeln an, die wir Stadtkinder, die wir waren, im September staunend ernteten.

Natürlich gab es auch Liebesdramen mit überstürzter nächtlicher Abreise, frühmorgendlicher Rückkehr und heißer Veröhnung, und das eine oder andere Kind, das unsere Generation seither großgezogen hat, wird wohl auch im kleinen Haus

gezeugt worden sein. Einmal hatten wir Hornissen im Dachstock, und einmal brach sich Thomas den rechten großen Zeh, als er barfuß mit einer Wassermelone jonglierte.

Anfang September fahren alle nach Hause, weil an der Uni das Semester wieder anfing. Meine Freundin fuhr ebenfalls, den gelben Renault 4 nahm sie mit. Ich blieb allein zurück, weil ich an meinem Roman arbeiten wollte. Am Tag des Abschieds gab es Gelächter und Umarmungen. Autotüren fielen ins Schloss, Motoren wurden gestartet. Ich stand auf dem Vorplatz und winkte, bis alle hinter der Biegung jenseits des Bachbetts verschwunden waren. Dann ging ich ins Haus, pinnte die Manuskriptseiten wieder an die Balken und stellte die Hermes Baby auf den Küchentisch, wo sie für die nächsten Monate bleiben würde.